Nummer 213 Montag, 13. September 1926

Berliner Familien-Zeitung

Liebe und Kreuzworträtsel

Roman von Paul van der Hurk

[3. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Der Vorsteher machte das Fenster wieder zu und ging aufgeregt in seinem Dienstzimmer auf und ab. Abwechselnd sah er auf die Uhr und zum Fenster hinaus, das auf den kleinen Platz vor den Bahnhof führte. Der Zug D. 47 mußte in vier Minuten einlaufen. Aber die Herren, die mit dem Auto aus Berlin kommen sollten, waren immer noch nicht da. Er vergewisserte sich nochmals, ob das Haltesignal auch richtig gestellt war und las immer wieder den weißen Streifen des Dienststelegramms:

. . . anhaltet zug d. 47, der 5.27 passiert, stop niemand darf Zug verlassen, absperrt bahnhof bis . . .

Ein schrilles Signal ertönte, dem ein donnerndes Motorgeknatter folgte.

„Jeses, Maria und Josef", schrie eine alte Frau und machte ein Kreuz. Der Bahnhofsvorsteher begrüßte die fünf Herren, die aus dem Wagen gestiegen waren, und führte sie durch den Dienstraum auf den Bahnhof. Die Bauern drängten sich neugierig vor die Fenster und begafften erst den von oben bis unten mit Staub und Schmutz bedeckten Wagen, und dann die Vorgänge auf dem Bahnsteig. Die Herren hatten sich geteilt. Zwei überquerten das Gleise und stellten sich auf der anderen Seite auf.

„Hastete gesehen," sagte ein junger Bursche, „da drübde steht auch der Gendarm mit seinem Hund, da muß was gansch besonderschi los sein."

Im nächsten Augenblick raste der Zug D. 47 heran. Der erstaunte Lokomotivführer riß mit aller Wucht an den Bremsen. Ein lautes Dröhnen und Quitschen, ein hartes Aufschlagen der Puffer: dann stand der Zug, dampfend und fauchend vor dem kleinen Bahnhof.

Die Vorsichtsmaßregeln waren überflüssig gewesen, denn von den Reisenden, die aus dem Schlaf gerüttelt worden waren und neugierig die Fenster öffneten, dachte keiner daran, den Zug zu verlassen.

Einer der fünf Herren drückte dem Vorsteher dankend die Hand, ein paar Worte wurden mit dem Zugführer gewechselt, dann stiegen alle ein, ein Pfiff, und der Zug rollte wieder weiter, bald schneller und schneller, bis er in weiter Ferne als schwarzes Pünktchen verschwand. Die Bauern, die nun wieder Zugang zum Bahnsteig hatten, umringten gespannt den Gendarm und überhäuften ihn mit Fragen. Der stämmige Hüter der Ordnung strich mit nachdenklicher Miene über seinen rotbraunen nach oben gezwirbelten Schnurrbart, dann zog er eine senkrechte Falte in seine Stirn und sagte wichtig: „Dienstgeheimnis."

*

Als der Zug so plötzlich und mit einem gewaltigen Ruck gehalten hatte, war Hans Eberhard natürlich auch aus dem Schlaf aufgeweckt. Sein letztes Traumbild war ein Koffer, den er auf der Schulter trug, und mit dem er keinen Schritt vorwärts kam, obwohl der Zug, mit dem er fahren wollte, jeden Augenblick abgehen konnte. Zwischen dieser Vorstellung und dem indischen Elefanten mußte aber eine Menge geschehen sein, denn er wußte noch, daß er, natürlich im Traum, Kopfschmerzen gehabt, und daß der Arzt beruhigend die Hand auf seine Stirn gelegt hatte.

Er wollte gerade das Licht anmachen, um nach der Uhr zu sehen, als ein energisches Klopfen ihn erschreckte. Obwohl er hätte annehmen müssen, daß die Tür verriegelt wäre, rief er: „Herein".

Die Tür wurde aufgeschoben, und ein energisch aussehender Herr sagte ruhig:

„Herr Maurice Duval, Sie sind verhaftet."

Hans Eberhard kam sich vor wie in einem Film. Das war eine amüsante Abwechslung; aber hatte doch Mitleid mit Herrn Duval, der ein Spion sein sollte und keiner war. Oder sollte er doch . . .

Als niemand antwortete, wurde das Licht angedreht, und er sah in dem Spiegel gegenüber, daß das untere Bett leer war. Er neigte sich herab, um zu sehen, ob das Spiegelbild nicht trüge, aber er hatte sich nicht getäuscht, Herr Duval war nicht da, und das Bett lag unberührt.

Er fing laut an zu lachen, zum großen Aerger des Beamten, der jetzt in barschem Ton fragte: „Wissen Sie, wo der Herr geblieben ist?"

Hans Eberhard richtete sich auf und sagte liebenswürdig: „Entschuldigen Sie, daß ich lache, aber es war so wahnsinnig komisch . . ."

„Was Sie komisch finden, interessiert uns gar nicht. Ich frage Sie nochmals, ob Sie wissen, wo der Herr geblieben ist."

Hans Eberhard fühlte, daß er blaß wurde, er gehörte zu den Leuten, die keinen Kasernenhofton vertragen konnten. Er sagte, indem er die schnärrende und gereizte Stimme des anderen nachahmte: „Erlauben Sie mal, Sie wissen wohl nicht, wen Sie vor sich haben. Es war vielleicht unhöflich, daß ich lachte, denn Sie stehen hier nicht zu Ihrem Vergnügen. Dafür habe ich mich entschuldigt. Aber jetzt verlange ich von Ihnen, anständig behandelt zu werden und nicht wie ein Schuhputzer, verstehen Sie mich?"

Der Beamten sagte jetzt etwas höflicher: „Bitte, zeigen Sie mir Ihren Paß oder sonstige Ausweispapiere."

„Ich bitte zunächst Ihrerseits um eine Legitimation."

Der Beamte zog eine Polizeimarke, die an einer dünnen Kette befestigt war, heraus und fügte hinzu:

„Kriminalkommissar Runge vom Polizeipräsidium Berlin, Abteilung I A. Politische Polizei."

Hans Eberhard betrachtete die Marke eingehend, reichte sie dann zurück und sagte, jetzt schon wieder lächelnd:

„Mein Name ist Schmidt."

„Wollen Sie mir jetzt Ihre Papiere zeigen!"

Hans Eberhard griff unter sein Kopfkissen, öffnete die Brieftasche und . . . Was war denn das? Er hatte doch seinen Paß, einen Presseausweis und selbst seinen Waffenschein in die Brieftasche gesteckt. Er warf das Kissen beiseite, durchwühlte die Bettdecke, aber nirgends fand er seine Papiere. Er sprang aus dem Bett, suchte in den Taschen des Jacketts, in der Hose; die Papiere waren verschwunden.

Der Kommissar stand da mit triumphierender Miene: „Ziehen Sie sich ruhig an, das weitere wird sich finden. Durch einen Schnurrbart, eine Hornbrille und eine Perücke lassen wir uns noch lange nicht täuschen."

„Herr Guttmann," und dabei schob er die Tür auf, „Herr Guttmann, Sie werden die Ueberwachung dieses Herrn . . . Schmidt übernehmen."

— — Guttmann? —

Der Kriminaloberwachtmeister Guttmann, ein graumelierter Herr, Mitten Fünfziger, mit freundlichen blauen Augen betrat an seiner Stelle das Schlafabteil. Man hätte ihn eher für einen Kaufmann aus der Kleinstadt, niemals aber für einen der gefürchtetesten und bekanntesten Kriminalisten gehalten.

Er steckte seine rechte Hand in die hintere Hosentasche, als ob er nach einer Waffe greifen wollte, und sah den Verhafteten ruhig an.

„Sind Sie nicht Herr Eberhard Schmidt aus Berlin?"

„Guttmann, Albert, Mensch, steck' die Kanone weg, ein Glück, daß du da bist, ich habe meine Papiere verloren."

„Wie kommst du denn hierher? Mach' doch mal die Gardine auf, bist du es nun oder bist du es nicht?"

„Menschenskind, ist das ein Glück, der hätte mich glatt nach Berlin genommen und ich will nach Nizza."

„Kriminalkommissar" Guttman, wie er gern genannt wurde, und Hans Eberhard waren gute Bekannte. Hans Eberhard war doch wochenlang mitgezogen, als Guttmann noch beim Fahndungsdienst war. Nacht für Nacht von einer Kaschemme zur anderen, und einmal im Augustkeller war es zu einer heftigen Keilerei gekommen, wobei der „Herr Doktor" einen ordentlichen Kratzer in die Hand bekommen hatte.

„Kennst du diese Narbe noch?" Hans Eberhard streckte dem anderen die Hand hin. Aber Guttmann brauchte zu seiner Rekognoszierung die Narbe nicht, denn er hatte ein so phänomenales Personengedächtnis, daß er ihn auch erkannt hätte, wenn er ihm nur einmal vorgestellt worden wäre. Er schüttelte die angebotene Hand und freute sich im stillen, daß sein Vorgesetzter wieder mal daneben gegriffen hatte.

„Warte mal einen Augenblick, ich werde die Sache schon wieder ins richtige Gleise bringen."

Währenddessen wurden der Zugführer und der Kontrolleur in ihrem Dienstabteil eingehend verhört.

„Herr Kommissar," sagte der Kontrolleur, „es hat nur ein Herr in Kassel den Zug verlassen, und das war ein Herr Schmidt."

(Fortsetzung folgt.)

Korinthen als Benzinersatz

Die Korinthen oder kleinen Rosinen, die getrockneten roten oder blauen Beeren einer kleinfruchtigen, kernlosen Spielart des gemeinen Weinstocks, die nur in Griechenland, und auch dort nur auf den Inseln Zante, Kephallonia und Ithaka, sowie am Golf von Korinth bis Patras gedeiht, finden trotz ihrer winzigen Größe die verschiedenartigste Verwendung. Wurden doch sogar während des Weltkrieges in Griechenland Automobile mit Oel betrieben, das aus destillierten Korinthen gewonnen war, und noch heute brennen auf den Straßen Griechenlands Lampen, die mit Korinthenöl gespeist werden. Daß aus den Korinthentrauben auch ein süßer Wein gewonnen wird, ist bekannt. Aber auch in anderen europäischen Ländern werden die kleinen Korinthen in der Bäckerei verwandt, wird durch Zusatz von Sprit und Zucker aus Korinthen Wein hergestellt. In Griechenland bildet die Korinthe als Brot ein wichtiges Nahrungsmittel der ärmeren Volksklassen und dient auch als wertvolles Futtermittel für Rinder und Pferde.

Allerdings muß dieses Futter mit Vorsicht verwendet werden. Denn der Alkoholgehalt der Trauben ist so stark, daß Pferde, die man zweimal am Tage mit den Rückständen füttert, völlig betrunken werden und nach der dritten Mahlzeit für jede Arbeit völlig untauglich sind. Für Griechenland bildet die Korinthe ein wirtschaftlich überaus wichtiges Produkt.

Die schwerste Strafe im Königreich

Im Königreich der weißen Elefanten herrscht noch immer das alte Gewohnheitsrecht, daß die Behörden sich der unverheirateten Einwohnerinnen annehmen, welche in einem gewissen Alter noch immer ledig geblieben sind. Der König selbst bekümmert sich dann um die Verheiratung dieser seiner Untertanen in höchsteigener Person. Jeder Verbrecher wird außer der ihm zukommenden Strafe angehalten, eine dieser Sitzengebliebenen zu ehelichen. Die Wahl der Frau ist nur Mißsetätern gestattet, welche zu geringen Freiheitsstrafen verurteilt worden sind. Im anderen Falle muß er von Königs Gnaden die Gattin ehelichen, welche der Herrscher ihm bestimmt. Die Bevölkerung in Siam betrachtet dieses alte Gewohnheitsrecht als die schwerste Strafe des Königreiches.

Piscator contra Schiller

Staatstheater

Die Berliner haben eine Redensart, die keineswegs fein, aber, wie die meisten der Berliner Redensarten, von einer unübertreffbaren Deutlichkeit ist: Haare apart und Bouletten apart! In unserem Fall heißt das: Man kann Schiller spielen, weil man in irgendeinem Sinne und irgendeinem Grade an ihn glaubt, und man kann ihn für einen alten, rückständigen Trottel mit der Klassenideologie des Bürgertums halten und statt seiner lieber proletarisch moderne Revolutionsdramatiker aufführen. Was man aber nicht kann, ist Schillers „Räuber" spielen, als ob sie ein proletarisches Revolutionsdrama von 1925 wären. Haare apart und Bouletten apart! — Die Menschen tun aber mit Vorliebe Dinge, die man eigentlich nicht tun kann. Sie stecken sogar unter Umständen viel Kraft und Talent in so eine unmögliche Sache. Der lebhaft begabte Regisseur Erwin Piscator hat das getan, indem er Schillers „Räuber" am Staatstheater als kommunistisches Tendenzdrama inszenierte. Immerhin, diese talentvolle Unmöglichkeit muß man einmal genau betrachten.

Piscator steckt seine Räuber in ein russisch-proletarisches Gegenwartskostüm. Ob diese sehr äußerliche Mode mit Kostümen ein Stück zu aktualisieren nicht am Ende ihren Zweck verfehlt und das Gegenteil erreicht, wäre eine in anderem Zusammenhang wohl aufzuwerfende Frage. Hier soll man sich nicht bei ihr aufhalten, weil sie von den Mitteln, mit denen Piscator Schiller auf den Kopf stellt, das weitaus harmloseste ist. Der Ernst der Sache aber liegt in folgendem: Schiller hat mit allerimmerstem Anteil, aber durchaus mit moralischer Distanzierung einen jungen Schwärmer darstellen wollen, der, von der Schlechtigkeit der Welt schwer getroffen, mit Gewalt die Gerechtigkeit auf Erden herstellen will, um am Schluß einzusehen, daß „zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden". Als Komrade zu diesem sehr edel irrenden Karl Moor hat er eine gemeine, materialistisch-egoistische Räubernatur in dem bloß lustigen Spiegelberg geschaffen. Wenn Spiegelberg davon spricht, daß er „das Gleichgewicht der Güter wiederherstellen wolle", so ist das für Schiller Ausdruck seiner niedrig materiellen Gesinnung im Gegensatz zu Moors reinerem Gerechtigkeitsstreben. Man kann ganz im Ernst behaupten, daß dies eine der großen Beschränktheiten Schillers oder doch seiner Epoche ist; was man aber nicht kann, und was Piscator tut, ist Schiller mitten in seinem Stück ins Gegenteil verbessern! Für Piscator wird Karl Moor ein jämmerlich halbblütiger Liberaler und Spiegelberg der ideale Revolutionär. Es ist durchaus interessant, mit wie kleinen Mitteln man einen Text auf den Kopf stellen kann. Deshalb ein paar Beispiele: Am Schluß der ersten großen Räuberszene zählt Karl Moor mit Pathos die Todesarten auf, die die Räuber erwarten, und Spiegelberg macht den Beschluß mit den monologischen Worten: „Dein Register hat ein Loch, du hast das Gift weggelassen". Diese tückischste, feigste Art zu morden, soll den gefährlichen Kerl charakterisieren. Was tut Piscator? Er streicht die Worte vom Gift, und der Schauspieler Bildt, der im Sinne seines Regisseurs mit sehr viel Talent bemüht war, tippt sich bei den Worten „dein Register hat ein Loch" höhnisch an den Kopf. So kommt heraus. Du bist ein dummer Kerl und nur ich vertrete den konsequenten radikalen Revolutionsstandpunkt. Oder Schufterle, der Gesinnungsgenosse Spiegelbergs, erzählt die blutigen Gemeinheiten, die er bei der Plünderung der Stadt beging. Darauf verstößt ihn Moor aus der Bande, spricht die berühmten Worte von der „Musterung", die er nächstens überhaupt halten wolle, und fügt ausdrücklich hinzu: „Ich kenne dich, Spiegelberg." So bei Schiller. Bei Piscator aber darf zwar Schufterle mit einigen vorsichtigen Strichen seinen blutigen Radikalismus laut werden lassen, aber von Moors entrüsteter Entgegnung kein Wort! — Schließlich plant Spiegelberg bekanntlich ein Mordattentat gegen Karl Moor und wird deshalb von Schweizer erstochen. Bei Piscator wird das ein edler Versuch, die Freiheit der Bande zu retten; dem sterbenden Spiegelberg werden sogar nun ein paar richtige Worte, wie „Feiglinge! Sklaven!" in den Mund gedichtet, und dann — kommt das Tollste: Bei Schiller konstatiert Karl Moor den Tod Spiegelbergs mit sittlicher Genugtuung, läßt die Leiche wegtragen, und rezitiert dann, in seine eigenen Melancholien versunken, ein Lied von Cäsar und Brutus. Bei Piscator ergreift er die Hand des toten Spiegelberg und spricht die sorgfältig ausgewählten Strophen vom Brutus so, daß es eine Leichenrede für Spiegelberg, den allein echten Freiheitshelden wird!!!!!

Neben solchen tollkühnen Umdrehungen im Zentrum des Stückes, ist es unwichtig, wenn zum Beispiel die berühmte Szene an der Donau wegbleibt, so daß nachher kein Naiver versteht, wenn Karl an den Schwur bei den Gebeinen Rollers gemahnt wird. Wir hatte weder von Rollers Tod, noch von seinem Schwur etwas gehört. Auch daß statt des weltberühmten Schlusses, der Selbstauslieferung Karls, sich der gescheiterte Revolutionär mit einem hochmodernen Revolver erschießt, ist nicht so wichtig. Von Schillers Stück war ja schon längst nichts mehr da. Und wenn man bedenkt, daß junge und vielleicht auch ältere Menschen mit unzureichender Kenntnis in dieser Aufführung Schillers „Räuber" kennen zu lernen meinen, so hat man es doch einigermaßen schwer, sich eines Gefühls von Urkundenfälschung zu erwehren.

Begabt ist diese im Prinzip unmögliche Arbeit in vielen Einzelheiten durchaus. Aus dem Räuberensemble holte Piscator oft starke Wirkungen, obwohl für die Menschen mit jungem oder schlechtem Gedächtnis hinzugesetzt werden muß, daß diese Wirkungen bei Reinhardt gewiß nicht schwächer, daß das hier oft noch theatralische Chor-Sprechen weit gelöster war. Und daß die große Szene bei Brahm schon durch das Genie Rittners, der den Roller spielte, unvergeßlich ist. (Womit nichts gegen den sehr begabten, aber für den Roller zu jugendhaften Veit Harlan gesagt werden soll.) — Dann war die kleine Villa, die durch einen Turm und zwei Kanonen das Schloß der Moors bedeuten sollte, zu dreietagigem Querschnitt geöffnet, und die Monologe von Karl, Franz und Amalie fanden sozusagen gleichzeitig, zu Duetten oder Terzetten verschränkt, statt. Das scheint mir künstlerisch eine durchaus diskutable Idee; nur versagte hier die Ausführung. Piscator hat nicht das Ohr, die Stimmen auch musikalisch aufeinander abzutönen. Sie lärmten unordentlich durcheinander. Hier könnte er von Reinhardt sehr viel lernen.

Was die Darsteller betraf, so hatten am ehesten der temperamentvolle Vater von Falk und der wuchtige Schweizer von Hart etwas von der Erinnerung an Schillers Stück gerettet. Die Koppenhöfer als Amalia hatte nicht viel Raum, um sich zu entfalten. Erwin Faber (sicher viel eher Charakteristiker als Liebhaber) war kein übler Franz; eigenartige Kraft genug, um sich im Gedächtnis nach Kainz, Pohl, Moissi und Kortner zu behaupten, hat diese Leistung kaum. Gänzlich verunglückt war natürlich der Karl Moor; der Regisseur mußte ihm zu zugunsten seines Spiegelberg allen heldischen Glanz nehmen. Der unglückliche Ebert war das Opfer dieser Operation. Man hatte ihn in dieser heißen Jünglingsrolle auf trockenste Sachlichkeit gestellt, ihm jede Spur von Schillerschem Pathos untersagt. Es war zum Sterben langweilig. In den letzten Akten erwies sich die Unmöglichkeit, hier ein Stück gegen Schiller zu spielen, immer deutlicher. Die Kraft des erfindungsreichen Regisseurs konnte zwar Schillers Effekte aufheben, aber keine anderen an die Stelle setzen. Und so gähnte das Nichts — man möge Schiller spielen — oder man möge Revolutionspropaganda von 1925 spielen — aber nicht beides auf einmal. — „Haare apart und Bouleten apart!"

Julius Bab.

„Das Grabmal des unbekannten Soldaten", Tragödie von Paul Kornfeld, ist in den Spielplan der Volksbühne (Theater am Schiffbauerdamm) übergegangen, in der Regie Berthold Viertels mit den Darstellern Albert Steinrück und Günther Hadank. Eine Neubesetzung fand statt: Erike Meingast. Diese fügte sich dem Seelenraum des Stückes nicht ein, sondern spielte auf Effekte; die erschütternde Gewalt der Tragödie jedoch ging über sie hinaus.

*

„Das Grabmal des unbekannten Soldaten" ist in der Uebertragung von Hedwig v. Gerlach im Verlag J. H. Ed. Heitz, Straßburg, als Buch erschienen.